



Erika Mitterers Freundeskreis

Ernst Scheibelreiter: ein Wiener mit der Kraft des Lieben Augustin

von Martin G. Petrowsky

In den autobiografischen Aufzeichnungen Erika Mitterers aus dem Jahr 1928 liest man: *In diesem Winter beginnt der lebhafteste Verkehr mit Lissauer, sowie mit Braun-Pragers, Scheibelreiter, Freiberg etc ...* Alle diese Namen stehen für lebenslange Freundschaften, für Dichterbeziehungen, die für die damals Zweiundzwanzigjährige, die jüngste in diesem Kreis, überaus wichtig und befruchtend wurden.

Mit Felix Braun, seiner Schwester Käthe und deren Mann Hans Prager war Mitterer über Vermittlung Stefan Zweigs bekannt geworden; Ernst Scheibelreiter dürfte sie in der *Leo-Stube*, dem Literatur-Zirkel des Dichterpriesters Heinrich Suso Waldeck, kennengelernt haben.

Der „Scheibel“, wie er oft liebevoll verkürzt genannt wurde, hat seinen Freunden durch seine direkte Art und seine Fähigkeit zu treffender Charakterisierung imponiert. Georg Scheibelreiter, einziger Sohn des Dichters und Historiker an der Universität Wien, erzählt diese Anekdote: „Mein Vater hatte viel Humor und Wortwitz; in jüngeren Jahren schadete er sich oft selbst durch seinen Mangel an Zurückhaltung. So antwortete er einmal im Rahmen einer Gesellschaft einem aufstrebenden Pianisten, der die Frage aufgeworfen hatte, ob man Ludwig „van“ oder „wan“ Beethoven sagen müsse, laut und unbekümmert: *Wenn Sie ihn spielen, heißt es „wan, Beethoven!“* (wan = weine, auf Wienerisch).“

Kein Wunder, dass auch Erikas Freundinnen Irene (siehe *Zaunkönig* 1/2007), Mischy und Melitta sich zu diesem Mann hingezogen fühlten, der eine natürliche Autorität ausstrahlte und der, obwohl fest verankert in seinen Grundsätzen, anderen gegenüber äußerst liberal und tolerant, neidlos und ohne Kleinlichkeit war. Sein Temperament war überwiegend sanguinisch, doch konnte er auch cholerisch werden, mit seltenen aber heftigen Zornausbrüchen. Zuwider war ihm platte Selbstüberschätzung, unwürdige Eitelkeit; für lärmende Zustimmung konnte er sich nicht erwärmen: „Ich möchte schon, dass meine Sachen den Leuten gefallen, aber dabei sein muss ich nicht!“ Das konnte soweit gehen, dass ihn der Beifall nach ernsten und großen Darbietungen der Kunst empfindlich störte und verärgerte. Für ihn gehörte das „Paschen“ zum Heurigen oder ins Prater Varieté – obwohl er einsah, dass Schauspieler oder Sänger diese Resonanz brauchten.



Ernst Scheibelreiter mit Sohn Georg, 1945

Foto: privat

Im Gegensatz zu dieser Haltung war er selbst ein barocker Mensch, im familiären Alltag und in Gesellschaft oft sehr laut, was wohl auch mit seiner zunehmenden Schwerhörigkeit zusammenhing. Seine Gesprächspartner mussten sich an seinen heiter-emphatischen, manchmal auch apodiktischen Gesprächston erst gewöhnen; etwa Felix Braun, der die laute Direktheit Scheibelreiters einmal seiner Schwester Käthe gegenüber so kommentierte: „Wie er das sagt, der Scheibelreiter!“

Andererseits entwickelte er auch eine „Freundschaft mit der Stille“, wie er seinen ersten Gedichtband nannte. Seine feste Überzeugung war, dass aus Stille, Konzentration und Reflexion das wahrhaft Große in allen Bereichen des Lebens erwachse, und daraus erklärt sich seine Vorliebe für chinesische Lyrik und Malerei und für die großen chinesischen Philosophen, besonders Lao-Tse. Seine schönsten Augenblicke erlebte er in der stillen Betrachtung ferner Waldlandschaften, einsamer Berge oder langsam gleitenden Wassers.

Die erste Strophe des Gedichts *Der Fu=ji im Fenster (Zu einem Bild des Hokusai)* lautet:



*In seiner Schönheit ist er unaussprechlich,
gleich Göttlichem, das uns im Anblick weiht.
Das Herz zerrinnt mit allen seinen Sorgen –
Wem droht noch Krankheit oder Liebesleid?
O, wenn der Fu=ji prangt im weißen Kleid!
Nun schauenssattes Auge, magst du brechen.
Was möchte deine Neugier noch bestechen
nach dieses Götterberges Seligkeit?'*

Georg Scheibelreiter hat dieses Bild seines Vaters im Gedächtnis behalten: „Er vermittelte Geborgenheit und Sicherheit, doch auch die Überzeugung, dass er alles wisse und dass er irgendwie anders, freier, von einem höheren, näheren Standpunkt an Gott glauben könne als man selbst oder als die Bücher es vorschrieben. Ein uneretzlicher Gewinn war auch seine Fähigkeit, dem kleinen Kind selbst erfundene Märchen zu erzählen und dem größeren auf eine wahrhaft lockere, anregende Art den Zugang zu Kunst und Geisteswissenschaften zu eröffnen.“

Von frühem Leiden erzogen

Ernst Scheibelreiter wurde am 13.11.1897 in Wien-Landstraße als Sohn eines Beamten der Internationalen Schlafwagengesellschaft (Brüssel) und einer Mutter aus deutsch-böhmischer Baumeister-Familie geboren. Mit acht Jahren erkrankte er an einer lebensgefährlichen Hüftgelenksentzündung – zurück blieb eine dauerhafte Verkürzung des rechten Beines. „Heute, als Gereifter, bin ich jenem Leiden dankbar, denn es hat mich erzogen ...“, sollte er später dazu bemerken.² Schon mit elf Jahren schrieb er Gedichte und versuchte sich als Dramatiker; er wusste bereits: Er wollte Dichter werden!

Nach der Matura studierte er Indogermanistik an der Universität Wien, dann Landwirtschaft an der Hochschule für Bodenkultur. Als Schriftsteller wurde er durch Max Mell und Stefan Zweig gefördert, und er erhielt bereits 1924 ein Stipendium durch Romain Rolland, 1926 den Preis der Stadt Wien für Lyrik und 1928 den Preis der Emil-Reich-Stiftung für Dramatik. Er verkehrte mit Alfons Petzold, Franz Karl Ginzkey, Heinrich Suso Waldeck, Ernst Wiechert, Josef Weinheber, Rudolf Henz und – seit 1928 – auch mit Erika Mitterer.

1930 ging Scheibelreiter eine Lebensgemeinschaft mit Christiane Exner von Ewarten ein; durch sie lernte er den Völkerrechtler Alfred Verdross-Droßberg und den Volkswirtschaftler und Soziologen Othmar Spann kennen. 1934 erhielt er den Österreichischen Staatspreis, 1936 den Österreichischen Dramenpreis.

Nach Christianes Tod heiratete er 1942 Berta Spiegl, 1943 wurde Sohn Georg geboren. 1944 zerstörten Bombentreffer die Döblinger Wohnung. Ein Angebot des Verlegers Piper, 1951 nach München zu übersiedeln, lehnte er ab, unternahm in den Nachkriegsjahren aber umfangreiche Reisen nach Deutschland, Holland, Italien und

Griechenland. Nach einem ersten Herzinfarkt 1967 konnte er sich noch über die Ehrenmedaille der Stadt Wien in Gold (1968) freuen. Am 3.3.1973 starb Ernst Scheibelreiter und wurde in einem Ehrengrab auf dem Grinzing Friedhof beigesetzt.

1980 wurde eine Gasse in Grinzing nach ihm benannt.

„Gottes Hofnarr“

Scheibelreiter war als Schriftsteller schon früh erfolgreich, und das in allen Sparten. Sein erstes Drama, *Columbus*, wurde zwar vom Burgtheater vorerst angenommen, dann aber wegen seiner ironischen Geschichtsdeutung à la Dürrenmatt als dem Publikum nicht zumutbar wieder abgesetzt; seine sozialkritischen Volksstücke *Heut, morg'n und alleweil* (1929) und *Aufuhr im Dorf* (1929) wurden aber auf der Exl-Bühne in Innsbruck bzw. im Wiener Raimundtheater erfolgreich aufgeführt.

Raimund = Theater
Direktion: Dr. Rudolf Beer – Künstlerische Leitung: Ferdinand Exl
Telephon der Tagesstätte 1, Postentwurf Nr. 18 (Wien), K-20-0-04
Telephon der Tagesstätte im Theatergebäude B-27-4-08

Freitag den 27. Februar 1931

EXL-BÜHNE
Erstaufführung:
Aufuhr im Dorf
Eine Tragödie in drei Akten (11 Szenen) von **Ernst Scheibelreiter**
In Szene gesetzt vom Oberregisseur Eduard Höd

Leute vom Dorfe:

Der alte Bauernbauer Eduard Höd	Bodhofer, Großbauer Karl Genslauer
Christoph seine Ferdinand Exl	Kofel, Tochter des Bodhofer Elise Dorf
Danz Söhne Ludwig Auer	Der Fruchthändler August Burger
Anna, Frau des Hans Anna Exl	Weslar Robert Hehl
Baufrichter Anna Exl	Greiter Kleinbauer Josef Nigg
Die Feisches, eine jüdische Anna Jösch	Dritter Leonhard Auer
Landarztschwitze Hans Krayer	Bierler Karl Bräutigam
Drachmüller Groß- Hans Krayer	Der Ortschaftsfarrer Franz Ludwig
Buchendauer Bauern Leonhard Auer	

Leute von der Stadt:

Dr. Fein Wenzel Störz	Der Swoboda Josef Nigg
Dr. Stein Josef Kalbach	Der Lehrer Franz Ludwig
Wita, die Frau des Christoph Anton Stanger Peter Mayer	
Baufrichter Anton Stanger junger	
Eine Weibchen Elise Dorf	Trifflergesellen, Dichter Ernst Auer
Die Schumann Bepi Schüttner	Arbeiter, Arbeiterfrauen, verschiedene Leute

Leute überall daheim:

Titl, ein Artift Josef Hauwer	Gerle, seine Tochter Elise Exl
Major Ober Karl Bräutigam	

Schmuck: „Wertigkeit“ (H. Heilcher), VL, Mariahilferstraße 51
Nach dem zweiten Akt (6. Szene) eine größere Pause

Kassen-Eröffnung 1/8 Uhr Anfang 8 Uhr Ende 1/4 11 Uhr

Gastspiel der Exl-Bühne

Sonntag den 28. Februar, Anfang 8 Uhr: **Der wunderthätige Anton**
11 Uhr Nachvorstellung: **8 Jungfernwach**

Montag den 1. März, Anfang 8 Uhr: **Der wunderthätige Anton**

Dienstag den 2. März, Anfang 8 Uhr: **Der wunderthätige Anton**

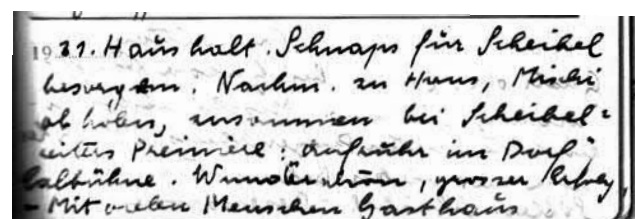
Sonntag den 28. Februar, **nachmittags 3 Uhr**, Mädchenrevue: **Der Struwwelpeter**

Sonntag den 1. März, **nachmittags 3 Uhr**: **Der Garten Eden**

Verordnung betreffend das Parken beim Raimundtheater.

Für Fahrzeuge der Würdenträger der Platz vor dem Hause Strohmayergasse Nr. 13 (Richtung zur Wallgasse), für bestellte Fahrzeuge die Wallgasse vor den Häusern Nr. 23 bis 17 (Richtung zur Mariahilfer Straße), für Fahrzeuge der Selbstfahrer die Mittelgasse vor den Häusern Nr. 29 bis 23 (Richtung zur Wallgasse), für nicht bestellte Fahrzeuge die Strohmayergasse vor den Häusern Nr. 11 bis 1 (Richtung zur Wallgasse), die Agidiggasse auf Seite der ungeraden Nummern (Richtung zur Mariahilfer Straße) und die Liniengasse auf Seite der geraden Nummern (Richtung zur Agidiggasse).

Aus dem Programmheft der Uraufführung



Eintragung in Erika Mitterers Tagebuch (27.2.1931)



Sein Stück *Hirten um einen Wolf* (1934) kam über das Burgtheater nach Leipzig (eine Berliner Kritik schrieb: *Dieses Dichtertum lohnt, dass man der Wüste des Berliner Spielplanes entweicht und nach Leipzig fährt*³), wurde von zwölf deutschen Bühnen angenommen, dann aber vom deutschen Reichsdramaturgen verboten! Über die Hintergründe schrieb Erich Ebermayer:⁴ „Als ich die Zeitungen öffne und die Kritiken der Uraufführung lese, bleibt mir einen Augenblick die Luft weg. Der vernichtende Blödsinn, den die Herren über das Stück schreiben, ist unwichtig; Scheibelreiter ist für Leipzig doch nicht mehr zu retten, er wird es verschmerzen können. Aber jeder Zweifel über das, was in der Luft liegt, ist nun behoben! Nicht Scheibelreiters schönes Stück, nicht Werthers ausgezeichnete Regiearbeit sind das Ziel des konzentrierten Angriffs – sondern einzig und allein ich bin das geforderte Opfer!“.

Das Stück *Die Nonne von Lissabon* (das Thema war über Anregung Scheibelreiters von Erika Mitterer schon 1929 vorerst als Drama – *Die Verwandlung der Nonne* – realisiert, dann aber zu ihrem großen Inquisitionsroman *Der Fürst der Welt* ausgeweitet worden) wurde 1935 vom Burgtheater angenommen, dann jedoch aus Sorge über eine katholische Verstimmung nicht aufgeführt.

In einer zweiten besonders dem Schauspiel gewidmeten Schaffensperiode in den Sechzigerjahren schrieb Scheibelreiter weitere Dramen, die jedoch (wie im Fall des Albertus-Magnus-Dramas *Der Freund des Menschen* trotz positiver Beurteilung durch Friedrich Heer, den Chefdramaturgen des Burgtheaters) den Weg auf die großen Bühnen nicht fanden.

Sein dramatisches Talent konnte der Dichter jedoch bei der Mitwirkung an Filmprojekten (er schrieb z. B. wesentliche Teile des Drehbuchs zum Mozartfilm *Wen die Götter lieben*) und bei der Verfassung von Hörspielen (z. B. *Die Verschleierte* – ein Alkestis-Stoff mit Albin Skoda in seiner letzten Rolle) weiterhin unter Beweis stellen.

Als Lyriker veröffentlichte Scheibelreiter u. a. die Gedichtbände *Freundschaft mit der Stille* (1932), *Die frohe Ernte* (1935), *Gastgeschenke* (1946), *Mensch unter Trümmern und Splintern* (1972); hier (S 10) findet sich

Ausblick

*Liebt oder verwirft mich das göttliche Schweigen?
Ich weiß es nicht.
Langsam steigen
die Jahre wie Berge um mein Gesicht.
Vergangenes wär überwunden,
besiegt, zerschellt?
Nein – auch die Trümmer runden
sich wieder zur Welt.
Wissen wurde mir längst zum Schwätzen,
Glaube zum hilflos verwitterten Stein –
Was kann ich mitten im Entsetzen
als weiter Gottes Hofnarr sein?*

Felix Braun liebte ein Gedicht aus *Freundschaft mit der Stille* ganz besonders. Es trägt den Titel *Aus der Sommerfrische* und wurde bis lange nach Scheibelreiters Tod immer wieder in Anthologien veröffentlicht:

AUS DER SOMMERFRISCHE

*Die Frau des Krämers ist eine Dämonin.
Dämonisch ist die Krämerfrau ...
Wie Eulenflügel ihr Haar an den Schläfen;
Die Augen umschattet: braun und blau.*

*Zwar umspannt ihre Hüften nur billiges Tuch
Und umgibt ihren Leib leichter Küchengeruch ...
Doch die Frau des Krämers ist eine Dämonin!
Dämonisch ist die Krämerfrau!*

*Wohl wahr, daß sie einfache Kost genießt –
Wohl wahr, daß sie fromme Geschichten liest.
Ganz alltäglich tut sie und zugeknöpft –
Und bleibt ihr Leben lang doch der Brunn,
Der da wartet, wer aus ihm schöpft.*

*Ja, wäre nur einer so kalt und kühn!
Draus möchte so leuchtendes Laster blühn:
Sie wankte von Herd und Wiege davon
Zu der schrecklichsten Liebe Fron ...*

*Doch hält sie langweiliger Anstand umgittert.
Kein Dörfler weiß, wie sie nach Sünde zittert.
Kaum mögen das sommers die Städter sehn,
Wenn sie um Ansichtskarten gehn ...
Der Laden haucht Blaudruck, Tabak und Kaffee.
Und wie ich den Kartenständer dreh,
Da bebt mir ihr zorniger Tierblick zu
Beim Seifewägen, beim Zuckerverpacken:
Eine Tochter der Lilith bin ich ... und Du? ...
Mein Stadtblut aber, voll Winterschlacken,
Will urlaubüber gern seine Ruh.
Geh aus dem Laden mit barschem Gruß.
Schluss. –*

*Aber wenn ich dann wo auf der Wiese liege,
Selber verspottend so halbe Siege,
Hämmert plötzlich mein Herz in das brennende Blau:
Die Frau des Krämers ... ist eine Dämonin ...
Dämonisch ist die Krämerfrau ...*

aus: Ernst Scheibelreiter, *Freundschaft mit der Stille*, S. L. Gerstel-Verlag, Wien/Leipzig/Zürich 1932, S. 12.

Das reiche Prosawerk Scheibelreiters umfasst Romane, Novellen und Essays. Die wichtigsten Titel: *Rudi Hofers grünes Jahrzehnt* (Roman mit autobiografischen Zügen, 1934), *Der Liebe Schattenspiel* (Roman, 1936), *Die Flucht aus dem Philisterfrieden* (Roman, 1937, später unter dem Titel *Lump, der Fuchs* neu aufgelegt), *Hanna und die Wallfahrer* (Roman, 1938), *Das Königreich auf dem Wiesenhang* (Roman, 1939), *Der Weg durch die bittere Lust* (Roman, 1946), *Unselige Begegnung – Nikolaus Lenau und*



Sophie von Löwenthal (Novelle, 1947), *Der Ritt auf dem Einhorn* (Märchenalmanach, 1947), *Das Nessosgewand* (Roman, 1949).

Naturdichter oder Nazi?

Wenn man in der germanistischen Literatur nach einer Charakterisierung des Werks von Ernst Scheibelreiter sucht, steht man wie so oft vor dem Phänomen einer sehr verkürzenden Etikettierung. Das aus Anlass des 100. Geburtstags Erika Mitterers 2006 organisierte Symposium trug aus gutem Grund den Titel „Das Jahrhundert der Ideologien im Spiegel der Literatur“: Es offenbarte nicht nur die Gefahr der Vereinnahmung durch die jeweils herrschenden Ideologien, der die Schriftsteller des vergangenen Jahrhunderts ausgesetzt waren, es zeigte auch auf, wie schwer sich die Literaturwissenschaft tut, die künstlerische Qualität eines Werks unabhängig vom Charakter des Autors oder den ideologischen Maximen des Zeitgeists zu beurteilen.

Der unbefangene Leser wird in der Dichtung Scheibelreiters Naturverbundenheit, Religiosität, Verständnis für die kleinen menschlichen Schwächen, Humor und „genießeriische Freude am Scherzwort“⁴⁵ ebenso entdecken wie einen offensichtlichen pädagogischen Anspruch im Sinne des klassischen Bildungsideals: Durch die Literatur sollte man zum Guten, Hohen, wahrhaft Menschlichen hingeführt werden. „Menschlich“ hieß für ihn, nach dem Guten, Edlen zu streben; „menschlich“ als Synonym für fehlerhaft, kleinlich, schäbig, neidig, triebhaft etc. lehnte er ab. Deshalb hielt Scheibelreiter die in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts um sich greifende Überzeugung von der Gemeinheit des Menschen für sehr gefährlich; er wehrte sich gegen die Tendenz der Kunst, ein immer niedrigeres Bild vom Menschen zu zeichnen, und er schrieb selbst in der Überzeugung, dass man nur mit einer gewissen Selbstachtung fähig sei, sinnvoll und auch in einer für die Gesellschaft nützlichen Form zu existieren.

Er war konsequenterweise ein unbedingter Verfechter der Familie als Keimzelle der Kultur, aus der sich alles aufbaut. Die Auflösung der Familie schien ihm daher enorm gefährlich, weil sich daraus eine Reihe von negativen Verhaltensformen entwickelt, wie Egozentrismus, Verlust von Verantwortlichkeit und Mitgefühl, Rohheit und Gleichgültigkeit – alles soziale Defizite im weitesten Sinn, die schließlich Leere, Sinnlosigkeit, Stumpfheit, Untergang bewirken.

Dies bedeutet nun keineswegs, dass Scheibelreiters Gestalten als idealisierte Übermenschen gezeichnet werden; im Verlauf aller seiner Geschichten wird jedoch klar, dass sich Ausgeglichenheit, Glück, „Seelenfriede“, Harmonie nur auf der Grundlage eines moralischen Lebens einfinden können.

Otto Stein schrieb über ihn: *Er hat etwas von jener unzerstörbaren Kraft eines Lieben Augustin, der sich – jenem gleich – über alle Nöte des Seins immer wieder erhebt und selbst in einer Zeit des scheinbaren Zerfalls aller bislang gültigen Werte, in der „alles hin“ ist, den Wiener „Hamur“ nicht verliert.*⁶

Wenn nun Scheibelreiter, wie anderen seiner Zeitgenossen auch, heute rückblickend vorgeworfen wird, sich der Ideologie des Ständestaates angebedient zu haben, denn: *Ab 1934 war eine „bodenständige“, formal konservative Literatur gefragt, die Heimatkult, Religiosität, aber auch eine verklärte Sicht auf die Habsburgermonarchie in den Mittelpunkt ihres Schaffens stellte. Eine derartige Literatur, geeignet zur Erziehung der Bevölkerung „im österreichischen Geiste“, war sich staatlicher Förderung gewiss*⁷ – so reflektiert dies nur eine extreme Verkennung des Ausmaßes der Verunsicherung, die viele Künstler und Intellektuelle der Zwischenkriegszeit bedrückt hatte. Der Zusammenbruch der Monarchie und der das Leben des Einzelnen weitgehend vorherbestimmenden staatlichen Strukturen, der Verfall der Werte und der Verlust des Glaubens an Gott und an das Gute im Menschen hat bei vielen Europäern die Sehnsucht nach stabilen Orientierungspunkten und eine nostalgische Sympathie für das ehemals feste Fundament bürgerlichen Lebens erweckt. Man kann wohl die damit verbundenen Hoffnungen ebenso als vergeblich kritisieren wie den Versuch des Ständestaates, durch Reaktivierung dieser Werte ein Bollwerk gegen den vordringenden Nationalsozialismus zu errichten – eine Verurteilung dieser Haltung als opportunistisch oder gar „faschistoid“ setzt aber eine radikal ideologisierte Einstellung des Beurteilenden voraus.

Bei Ernst Scheibelreiter ging man jedoch noch einen Schritt weiter. Im *aeiou Österreich-Lexikon* wird ihm „Hinwendung zum Nationalsozialismus“ unterstellt, und in einer Ausbildungsveranstaltung für österreichische Bibliothekare meinte ein angesehener, in Amerika lehrender Germanist nach der Erwähnung seines Namens: „Der war doch ein Nazi!“⁸

Bevor wir uns in Scheibelreiters Werk auf die Suche nach nationalsozialistischem Gedankengut machen, um diese Beurteilung zu verifizieren, hinterfragen wir den Vorwurf bei zwei ihm besonders vertrauten Bezugspersonen:

Georg Scheibelreiter meint: „Man kann meinen Vater als „großdeutsch“ bezeichnen. Es lag ihm nichts an einer Vereinigung aller Deutschen in einem Staat, aber er hat sich sehr wohl als der deutschen Kultur zugehörig empfunden: Goethe, Dürer, Bach waren ihm keine Ausländer, sondern Angehörige seiner Kultur. So gratulierte ihm auch der sozialdemokratische Bürgermeister Seitz anlässlich der Verleihung des Preises der Stadt Wien 1926 mit den Worten, dass er weiterhin dichterisch Großes leisten solle, „zu seinem Ruhm und dem des ganzen deutschen Volkes!“ Ernst Scheibelreiter hat stets gefunden, dass man



ein guter Österreicher und ein guter Deutscher in einem sein könne.

Mein Vater vertrat eine nationale Haltung, wie er sie an den Engländern bewunderte: gespeist aus einer ruhigen, aber nicht kritiklosen, verblendeten Selbstgewissheit. Der Nationalsozialismus schien ihm hingegen ins grell Plebejische übersteigert und mit seiner vulgärpreußischen (nicht fontane-preußischen) Tendenz⁹ unerträglich. Ein Hurratriotismus lag ihm schon aus seiner persönlichen Lebenseinstellung fern, er trat der NSDAP nicht bei und sein Werk machte nie versteckte Propaganda für das Regime.

Was man ihm vorwarf, war, dass er die Teilnahme am kulturellen und literarischen Leben der Zeit nicht verweigerte: So beteiligte er sich an der Grillparzer- und an der Mozartfeier des Jahres 1941. In die Reichsschriftumskammer war er schon vor 1938 eingetreten – allerdings auf heftiges Andringen seines (jüdischen) Verlegers, der Nachteile auf dem deutschen Markt für sein Verlagsprogramm befürchtete! Auch dass das Verbot weiterer Aufführungen von *Hirten um einen Wolf* durch den Reichsdramaturgen 1934/35 unter anderem mit dem Argument, das Stück sei führerfeindlich, erfolgt war, wird heute gern übersehen.

Dass die literarische Tätigkeit meines Vaters mit dem Anschluss nicht aussetzte, wird heute kaum goutiert; da er weder Widerstandskämpfer noch Emigrant war, wird seine heutige Einschätzung leicht auf den einfachsten, billigsten Nenner gebracht. Allerdings sprechen die unerschütterliche Verbindung zu den Geschwistern Braun, zu Theodor Kramer, die gute Beziehung zu Paula von Preradović, vor allem aber die Jahrzehnte währende herzliche Freundschaft mit Erika Mitterer für sich!¹⁰

Die hier angesprochene Erika Mitterer hat in Gesprächen über die Nazi-Zeit immer betont, sie hätte sehr früh die Erfahrung gemacht, dass man mit Nationalsozialisten nicht diskutieren könne, sie seien alle „verbohrt“ und jedem Austausch von Argumenten unzugänglich. Es sei deshalb auch die erste Begegnung mit ihrem späteren Mann (vor dem schönen gotischen Schnitzaltar in Kefermarkt) ein vorsichtiges wechselseitiges Abtasten nach der politischen Überzeugung gewesen – hätte sich einer als Nazi-Sympathisant entpuppt, hätte der andere den Kontakt sofort abgebrochen. Dass es Erika Mitterer ernst war mit dieser apodiktischen Ablehnung jeglichen privaten Verkehrs mit Nationalsozialisten, beweist das Beispiel ihrer Freundschaft mit Ina Seidel.¹⁰ Nach deren Sympathiebeweisen für Hitler hat Mitterer die Korrespondenz mit der bewunderten älteren Freundin weitgehend eingefroren. Die Freundschaft mit Ernst Scheibelreiter ist jedoch bis zu seinem Tod ungetrübt aufrecht geblieben und es ist auch später nie, wie das bei anderen Bekannten wohl vorkam, eine Bemerkung derart gefallen, die oder der sei sehr rasch von ihren oder seinen Illusionen befreit worden ...



Illustration von Oskar Laske zur Geschichte „Vom großen Mann und der kleinen Maus“, aus: Ernst Scheibelreiter, „Der Ritt auf dem Einhorn“

Zeichen der Ablehnung

Die in den Jahren 1933 bis 1945 veröffentlichten Bücher Scheibelreiters können insofern in einen Zusammenhang mit nationalsozialistischer Literatur gestellt werden, als sie mit ihrer Dorf- und Naturromantik das Blut- und Boden-Klischee bedienen. Bei Scheibelreiter steckte jedoch, abgesehen von seiner Sehnsucht nach bleibenden Werten, keine ideologisch/politische Tendenz hinter dieser Motivwahl. Im Gegenteil: Viele Szenen ermöglichen ihm die Formulierung vorsichtiger Warnungen vor Fehlentwicklungen. Denn Literatur war ihm immer Beobachtung, Darstellung und Beurteilung des Menschen in seiner grundlegenden und elementaren Wesenheit, in die das Politische zwar beispielhaft hineinwirken konnte; für Scheibelreiter hatte Kunst aber prinzipiell nichts mit Politik zu tun.

Politisch war der Dichter hingegen, wenn man darunter eine weltanschauliche Position versteht, die er sich aus den Erfahrungen des Lebens, aus Religion, Philosophie und Kunst aufgebaut hatte und aus der er eine Grundeinstellung dem Leben gegenüber gewann, die ihn nicht zum Opportunisten werden ließ. Er fühlte sich seinen Überzeugungen zeitlebens verpflichtet und rückte nie davon ab, was ihm wohl zahlreiche Nachteile bei seinem literarischen Fortkommen brachte.

Sehen wir die wichtigsten Romane und Erzählungen aus der Zeit des Nationalsozialismus kritisch durch:

Die Flucht aus dem Philisterfrieden (1937), eine kritisch-satirische Beschreibung des Kleinbürgertums mit all seinen Schwächen aus der Perspektive der mit und bei den Menschen wohnenden Tiere, enthält keinerlei Werbung für von den Nazis vertretene Positionen. Die dem kleinen Fuchs am Anfang zugeteilte Rolle des misstrauisch beäugten Außenseiters lässt den aufmerksamen Leser jedoch Parallelen zur gesellschaftlichen Realität erkennen:



„Und Sie wissen wohl so gut wie ich, was daran schuld ist. Dieses fremde Viehstück dort in der grünen Kiste im Garten, dieses Fuchsenjunge ... dieser Lump...“ „Seitdem der stinkende Kerl im Haus ist, wollen die Götter [= die Menschen] von uns anderen Tieren gar nichts mehr wissen“, fauchte die schöne Prix. „Nur immer Fuchs, Fuchs, Fuchs!“¹¹

Im Verlauf des Buches wandelt sich die Abneigung jedoch in Mitleid – und zugrunde gehen letztlich die, die sich vor dem Außenseiter schützen wollten.

Hanna und die Wallfahrer (1938) ist einer der schönsten und wichtigsten Romane Ernst Scheibelreiters. Mit großem psychologischen Einfühlungsvermögen werden die kleinen und größeren Schwächen der Dorfmenschen aufgedeckt, und es wird gezeigt, wie selten auch scheinbar harmloses opportunistisches Verhalten zum angestrebten Erfolg führt. In diesem Buch voll von überraschenden dramaturgischen Wendungen findet man gleich auf der ersten Seite den Satz:

Er wollte nur, dass sie in der stillen Scholle fühlen sollte, dass er, trotz der geänderten Weltgeschichte, noch immer gesund und halbwegs zufrieden als Pfarrer von Sankt Georgen lebe ...

Dieses „trotz geänderter Weltgeschichte“ lässt sich ebenso deuten wie ein Satz, der den Krieg beklagt:

So bitter dachte Sebastian Veit über jene fremde Göttin und Götzin, der sein uralter Herrgott nun soviel Land und Seelen überlassen hatte, und ihm wurde klägerhaft schwer dabei ...¹²

Das Königreich auf dem Wiesenhang (1939) ist ein Roman, in dem sich im Schicksal eines ehemaligen k. und k. Offiziers nach 1918 die Schwierigkeit widerspiegelt, den Kleinstaat Österreich anzunehmen. Dieses nach dem „Anschluss“ publizierte Buch ist eine wahre Fundgrube für kritische Aussagen zum Zeitgeist:

Alle die lauten Schurken und Schuffe zusamt den Zeitungen mit ihren dreckigen Anklagen machen mir weder Furcht noch Kummer. Aber die vielen Kleinigkeiten, durch die sich diese veränderte Zeit anzeigt, die machen einen unmutig bis zum Heulen.¹³

Nun fing Döller zu klagen an, es wäre ein schweres Leben für ihn, da er der hohen Kunst deutscher Dichter dienen wolle und nicht dem politischen Theater, wie es jetzt gerne gesehen würde.¹⁴

Zu seinem Schwarzen durchblättert er die Zeitungen. Das waren die Fanfaren einer Kultur, die niemals kam; vielleicht wagte sie es nicht, eingeschüchtert von so viel lauten Worten. Und auch zwischen den Erklärungen dieser Papierfahnen fiel genug schmutzige Wäsche zu Boden.¹⁵

Und dann redete er ein paar Worte vom Erdreich, dem man heutzutage sein Bestes geben müsse ...¹⁶

Ja, diese Zeitung! Sie wiegelte noch immer das Volk auf mit riesengroßen Buchstaben, die da schrien und stanken. Immer wussten sie Erfolge zu melden oder vor vergangenen Zeiten zu warnen; immer wieder war etwas auf dem Marsch, ein Unglück oder ein Triumph der Menschheit. Und Kulka glaubte ihr, schwor auf sie, denn es war seine Zeitung, sein Herz und Hirn, ausgebreitet auf Papierblättern von schmutzigem Weiß.¹⁷

„Mit den großen Herren ist's wohl jetzt vorbei!“ meinte ihr Mann zu dem lauten Traum. Aber sie gab nicht nach. „Bis unser Bub groß ist, gibt's vielleicht schon wieder große Herren, Franz! ...“¹⁸

Die Zeit, die eben ein wenig milder geworden war, zog die Zügel wieder fester an und es schien, daß die Weltverbesserung wieder einmal nur über Blut und Leichen möglich sein wolle. Kulka sollte also im ganzen Lehninger Amt herumziehen und vom Fortschritt predigen. Er sollte Bauernknechte, die zur Jause allein mehr Schweinebraten verzehren durften als ihre durch die Partei erlösten städtischen Brüder sich in der Woche kaufen konnten, belehren, daß sie von ihren Herren ausgenützt wurden. Und er sollte Mägde, die erdverbunden, aber zufrieden lebten, dahin aufklären, daß sie sich unglücklich fühlen müssten, um dem Fortschritt der Menschheit zu dienen.¹⁹

„Denn weißt du, eine Zeit, die nichts kann, als mit großen Phrasen stehlen, die nehmen wir einfach nicht hin als Weltgeschichte! Da werden wir freiwillig wieder zu Urmenschen, Brig!“²⁰

Diese Beispiele mögen genügen um zu zeigen, dass Scheibelreiter sich nicht mit willfährigen Formulierungen an das faschistische Regime anbot, sondern dass er im Gegenteil als schädlich erkannte Zeiterscheinungen sogar mutig aufs Korn nahm.

Selbst in den für die Frontsoldaten aufgelegten Feldpostausgaben des WIENER VERLAGS, in denen Scheibelreiter zweimal vertreten ist,²¹ finden sich keinerlei Konzessionen; es sind nette, harmlose Geschichten mit einer guten „Moral“ – und selbst hier findet man Formulierungen wie

Wir Heutigen müssen leider oft Künstler gegen die Zeit sein.²²

Künstler gegen die Zeit

Scheibelreiter stellte an die Literatur hohe Ansprüche. Sein dichterische Prinzip könnte man so definieren: Das Große und die Großen verehren, aber niemals nachahmen! Er selbst verehrte Theodor Fontane, Ferdinand von



Saar, vor allem aber Goethe, dessen Satz „Bilde Künstler, rede nicht / nur ein Hauch sei dein Gedicht!“ für ihn zur Maxime wurde. Wichtig sei das **Werk** des Künstlers; es solle sprechen, zur Deutung und Interpretation anregen! In der gegenwärtigen Kunst werde nach Scheibelreiters Ansicht zu viel gesprochen, alles zerredet; jeder pflege seinen Privatmythos, ohne dessen Kenntnis man Kunstwerke kaum mehr verstehen könne, was aber einen Verlust an künstlerischer Gestaltungskraft bedeute.

Von seinen Zeitgenossen schätzte er Gerhart Hauptmann, Karl Schönherr, Hans Carossa, Knud Hamsun, Thomas Mann, Hermann Hesse, Stefan George und Rainer Maria Rilke; von den persönlich Bekannten Max Mell, Richard Billinger, Heinrich Suso Waldeck, Theodor Kramer, Franz Nabl, Paula von Preradović und Erika Mitterer.

Zu Heimito von Doderer und Alexander Lernet-Holenia hatte Scheibelreiter eine ambivalente Haltung, Brecht und Shaw mochte er nicht. Die „anmaßenden, nur ihren Privatmythos zelebrierenden, zum Teil ordinären, gänzlich verpolitisierten Jungdichter ab den späten Sechziger Jahren, die alles in den Dreck zogen“, lehnte er, wie Georg Scheibelreiter berichtet, vehement ab, und Thomas Bernhard, dessen Großvater Johannes Freumbichler er gekannt und anerkannt hatte, hielt er für „menschlich indiskutabel und dichterisch weit überschätzt“.

Ernst Scheibelreiter dachte viel über das Zeitgeschehen und seine Folgen nach, er analysierte die Kulturentwicklung und wurde zunehmend pessimistisch: „Unsere Zukunft wird eine von Neandertalern in einer volltechnisierten Welt sein!“ hatte er schon in den Fünfzigerjahren geäußert. Er sah sehr wohl eine „politische“ Verantwortung der Intellektuellen und Literaten, und er litt darunter, dass diese Verantwortung nicht richtig wahrgenommen wurde: jene, die eher den Niedergang betrieben, heimsten damit die größten Erfolge ein ...

Im Übrigen empörte ihn in seiner letzten Lebenszeit nichts mehr als die würdelose Haltung vieler ausgezeichneten Dichter, die den feierlichen Akt der Übergabe zu Beschimpfungen und höhnischer Ablehnung der die Auszeichnung vergebenden Stelle nutzten. Er war überzeugt: Wenn man einer Ehrung zugestimmt hatte, sollte man sie auch mit Würde und Dankbarkeit entgegennehmen. Freilich war Ernst Scheibelreiter klar, dass bei Auszeichnungen auch Parteilichkeit und Intervention für Unwürdige im Spiel waren und manche Ehrungen zu politischer Demonstration missbraucht wurden. So schien ihm insbesondere (schon damals!) auch die Vergabe des Nobelpreises fast ausschließlich politisch motiviert, während die Wertung des Künstlertums sekundär schien!

Scheibelreiter hat kein Tagebuch geführt; in seinem Nachlass befindet sich aber eine Reihe von kleinen blauen Notizheften, von denen er ständig eines oder zwei mit sich führte, um seine Beobachtungen und Gedanken in seiner schönen, stark persönlich geprägten Kurrentschrift festzuhalten. Stellen wir ein Zitat aus diesen Heften an das Ende dieser Erinnerung an einen heute weitgehend vergessenen Dichter, dessen Werk dringend einer kommentierten Neuauflage bedürfte!

Es muß uns der Trost genügen,
daß ein Rätsel um uns ist.
Sünder ist nur, wer die Welt durch
seinen Intellekt verkleinert.

(aus dem Notizbuch 10.67)

ANKUNFT – HERRSCHAFT – TOD

Abend taucht aus Waldgesträuchen;
Lautlos schluckt er Licht.
Dunkler Stier, der aus den Reichen
Dumpher Ruhe bricht.

Unsre Welt, die Lärmzisterne,
Schlappt er langsam leer.
Seine Nüstern schnauben Sterne
Zahllos drüber her.

Tote Götter schleichen leise
Seinen Leib entlang;
Wie das Glucksen einer Meise
Ihr Vorübergang.

Wandeln prüfend hin wie Rehe;
Auge lauscht und zuckt –
Bis des Stieres Ueberrähe
Ihren Gang verschluckt.

Starre sinnt er bis die Frühe
Dumpp das Glanzbeil schwingt –
Und der stolze Herr der Kühe
In den Lichttod sinkt.

aus: Ernst Scheibelreiter, Freundschaft mit der Stille, S.L.Gerstel-Verlag,
Wien/Leipzig/Zürich 1932, S. 8.



Ernst Scheibelreiter über Erika Mitterers Werk

Abgesehen von der persönlichen Freundschaft war der offene, kritische Dialog über die künstlerische Produktion eine extrem wichtige Facette der Beziehung zwischen Ernst Scheibelreiter und Erika Mitterer. Für beide Dichter war das Aussprechen auch negativer Eindrücke ein Zeichen des Respekts vor der Persönlichkeit und dem künstlerischen Anspruch des anderen. Lesen Sie hier einen Auszug aus Briefen Ernst Scheibelreiters an Erika Mitterer:

Über den Roman **Die Nackte Wahrheit** (15.11.51):

[...] Dabei muß ich allerdings ebenso freimütig sagen, dasz es mir bei dir fast immer so geht, dasz ich teils bewundere, teils ablehne. Natürlich weiß ich, dasz du zu den Wenigen gehörst, die in unsrer Heimat was bedeuten, aber manchmal kommst du mir kalt vor, kälter noch als Hebbel. [...] Ich weiß nicht, ob absichtlich oder unabsichtlich, aber deine Helden zeigen mir allzu oft die schreckliche Einsamkeit des modernen Menschen, diese hoffnungslose Größe eines Geschöpfes, das von Gott fern ist und dem Teufel auch nicht nah kommen mag. Es ist vielleicht etwas teppert gesagt, aber ich denke, du weißt, wie ich es meine. Dabei begreife ich durchaus, dasz du sehr vielen Menschen durch deine Gestalten sehr willkommen bist, denn es ist schon was drin von einer Botschaft oder besser: von einer Bestätigung jener noblen Heimatlosigkeit des Geistes und ich kann mir für später einmal genug Dissertationen über „der moderne Mensch in der Romandichtung der Erika Mitterer“ vorstellen. Am schwächsten erscheint mir der Niederau. Ich mag weder seinen Charakter noch seine Arbeit. Sein Gedicht beweist, dasz er dem Rilke nachrennt; auch nichts besonderes. Dagegen gelingen dir zwei Frauengestalten derart vorzüglich, dasz sie zum Besten gehören, was bei uns gemacht worden ist im Epischen: nämlich Niederau's Schwester und die Großmutter. Jede einmalig und prachtvoll für sich. [...] Du hast mir einmal „Aufruhr im Dorf“ betreffend geschrieben, dasz du mich dramatisch für sehr stark gehalten hättest, aber du hättest nicht gewusst, dasz ich so stark wäre. Ich kann dir um dieser herrlichen Großmutter willen das Kompliment im Epischen zurückgeben, ohne jeden Funken von Schmeichelei. Die macht dir von den lebenden Dichterinnen keine nach, auch nicht die Martina Wied! Und wie du dieses Stück Leben aus einer ganz anderen Zeit in die unsrige hineinkomponierst, ohne jede Überredung, ohne jede Gewalt, das ist ein Stückel für sich! Weniger begeistert bin ich, wenn in deinem Büchel philosophiert wird. Ich glaube, das Weibsbild, schon durch seine Bestimmung das Konkreteste auf Erden, soll sich in den abstrakten Weltentwürfen des Menschenteiles Mann nicht häuslich einrichten. Eine Frau soll nicht einmal in der Politik wohnen, geschweige in Philosophie oder Mathematik. Tut sie es doch, gibt sie sich irgendwie auf.

Über die Tragödie **Verdunkelung** (24.10.56):

In dir entwickelt sich etwas sehr Schönes, das man jetzt zwar nicht schätzt, dazu man aber wieder wird finden müssen, wenn unsere weiße Rasse nicht vor die Hunde gehen soll: Das Maß! Apollon hat dich nicht gesegnet, noch befreit, um mit deinem Gedicht zu reden, aber er hat dir das Maß verliehn, und das ist wohl das Beste, was eine Gottheit dem Menschen schenken kann.

Dieses Maß spüre ich schon in der Sprache des Stückes. Gebunden und dennoch nicht eingeeengt. Ich habe höchstens zwei, drei Stellen gefunden, wo man legerer sein könnte um der Situationswahrheit wegen, aber das ist zu unbedeutend, um darüber zu reden.

Die Stimmung des Stückes ist poetisch: nämlich menschlich und das Menschliche bedroht. Dieses Gefühl verlässt einen nicht, und dadurch wird das Werk eine ruhige Anklage nicht nur gegen die Faschisten, sondern gegen alle Arten organisierter Unmenschen.

Kommen wir zu den Gestalten! Da sind dir vor allem drei Frauen gelungen: Gundel Elias, die Wurmser und Lisbeth.

Dramatisch gesehen ist Gundel Elias die schwierigste Figur. Sie erscheint ihrer noblen Passivität halber als die Gegenspielerin zu allen anderen Gestalten. Hilflos und doch nicht im mindesten wertlos. Dagegen die Wurmser! Sie hat etwas Dämonisches, schon wie sie in die ganz anders geartete Familie hineinkommt. Ich finde, sie ist ebenso ein Kabinettstückel wie die Großmutter in deiner „Nackten Wahrheit“. Man kann um sie herumgehen, wie man das von den besten Figuren Ibsens sagt.

[...]

Was die Männer angeht, so finde ich Wolfgang am besten gelungen: er hat die grausam-unbedenkliche Liebe zu seiner Mutter, durch welche jene stärker zerrissen wird als es ihrem Leib bei seiner Geburt geschehen ist. Benno Elias ist farblos: in seinen Abstufungen das Stück hindurch finde ich ihn aber prächtig gelungen. Zuerst lebendige Resignation, dann Bild an der Wand und zuletzt ersetzt durch den wesenlosen Spiegel. Überhaupt diese Verminderung einer Persönlichkeit einerseits und die Katze der Frau Wurmser andererseits sind zwei wunderbar lyrische Elemente in dem Drama. [...]

Bleibt noch der Pastor: der ist eine so gute Figur, dass ich Angst habe, er könnte zur bösen Figur gegen dich und dein Werk werden. Er geht in seiner Art über den Protestantismus hinaus; wenigstens kann ich mir ohneweiters vorstellen, dass unsere Kleriker zuerst über diesen Ketzer-Amtsbruder lächeln, bis sie draufkommen, dass jener einzige Vertreter christlicher Konfessionen vielleicht für alle dasteht. Dann wird das Lächeln sauer werden und bedeuten: Diese Mitterer, ob sie nicht >>>



eigentlich eine verkappte Freimaurerin ist? [...] Ich würde dir wünschen, aber mich doch sehr wundern, wenn unser Burgtheater, das immer hundert Augen aber keinen Blick hat, dieses Stück aufführen sollte.

Zum Roman **Tauschzentrale** (2.11.58):

[...] schönen Dank für dein Buch. Ich hab es doch gleich gelesen, in meinen Arbeitspausen, in der Tram und im Bett. Sei nicht gekränkt! Es gefällt mir gar nicht. [...] Ich habe das Buch ohne tiefere Beeindruckung beiseitegelegt und ein bisschen über dich als Künstlerin nachgedacht. Mir ist, als wärest du in einer seelischen Umschichtung begriffen, und hättest mitten drin dieses Buch geschrieben. Es wird mir auch zu viel gedacht und theoretisiert; der Goethesatz „Bilde, Künstler, rede nicht!“ ist mir beim Lesen immer wieder durch den Kopf gegangen. Interessant erscheint mir, dass in dem Problem und Tatsachengerüst deines neuen Buches eigentlich ein Drama steckt; vielleicht schälst du es einmal heraus. Auch als Filmstoff kann ich mir's vorstellen. Jetzt aber leb wohl und sei herzlich begrüßt und sei nicht gekränkt, weil ich diesmal – zum erstenmal – so absprechend urteile.

Anmerkungen

- 1 aus: Ernst Scheibelreiter, *Die frohe Ernte*, Paul Zsolnay Verlag 1935, S. 56.
- 2 zitiert nach: Otto Stein, in: *Das Viergespinn*, Einleitung zum Band 121 der Reihe *Das österreichische Wort*, Stiasny-Bücherei, Graz und Wien 1962, S. 6.
- 3 ebd., S. 12.
- 4 Erich Ebermayer: *Denn heute gehört uns Deutschland...*, Paul Zsolnay Verlag, Hamburg/Wien 1959, S.252. Erich Ebermayer war damals Chefdramaturg am Leipziger Schauspielhaus. Er verlor kurz darauf seinen Posten, wohl aufgrund seiner (allerdings nicht öffentlich eingestandenen) Homosexualität (www.faz.net)
- 5 wie FN2, S. 18.
- 6 wie FN2, S. 14 f.
- 7 siehe Ulrike Oedl: *Das Exilland Österreich zwischen 1933 und 1938*, <http://www.literaturepochen.at/exil/lecture>
- 8 Erstmals hatte Dr. Erwin Rollett 1948 Scheibelreiter und andere als „nationalsozialistische Schriftsteller“ bezeichnet und es war daraufhin zu einem Ehrenbeleidigungsprozess gekommen, in dem der Richter Rollett zubilligte, Scheibelreiter für einen nationalsozialistischen Schriftsteller halten zu können. Die Gründe für diese Einschätzung sind in der Dissertation von Barbara Heigl (*Ernst Scheibelreiter: Leben und Werk unter besonderer Berücksichtigung seiner Lyrik*, Universität Salzburg 1979) gut dokumentiert.
- 9 Scheibelreiter reimte: „Ja, wenn die Preußen wie Fontane wären, / dann würden sie die Welt zu sich bekehren!“
- 10 siehe dazu Esther Dür: *Der „Fall Ina“*. In: *Der Literarische Zaunkönig*, Nr. 2/2005, S. 9 ff.
- 11 Ernst Scheibelreiter, *Die Flucht aus dem Philisterfrieden*, Paul Zsolnay Verlag 1937, S. 14.
- 12 Ernst Scheibelreiter, *Hanna und die Wallfahrer*, Paul Zsolnay Verlag 1938, S. 42.
- 13 Ernst Scheibelreiter, *Das Königreich auf dem Wiesenhang*, Paul Zsolnay Verlag 1939, S. 32.
- 14 ebd., S. 109 f
- 15 ebd., S. 113.
- 16 ebd., S. 120.
- 17 ebd., S. 180.
- 18 ebd., S. 209.
- 19 ebd., S. 231 f.
- 20 ebd., S. 319.
- 21 Kleinbuchreihe Südost Nr. 71: *Der Baum der Erkenntnis*; Nr. 218: *Des Gottes neunter Arm*
- 22 zitiert aus: Ernst Scheibelreiter, *Des Gottes neunter Arm*, Adolf Luser Verlag, Reihe Süd-Ost Nr. 218, Wien/Leipzig 1940, S. 43.

Scheibelreiter und Weinheber

Anekdotisches erzählt von Georg Scheibelreiter

Viele komische und lachhafte Erlebnisse hatte Ernst Scheibelreiter mit Josef Weinheber. Doch da die meisten mit Weinhebers Trinkfreudigkeit und deren oft drastischen Folgen zu tun hatten, lehnte er es später ab, an einem Weinheber-Erinnerungsbuch mitzuarbeiten, um dessen Ansehen nicht durch Allzumenschliches zu trüben.

An zwei Begebnisse kann hier wohl erinnert werden. So war Weinheber bei einem Besuch Scheibelreiters in kürzester Zeit so betrunken, dass er plötzlich baden gehen wollte und zwar gleich mit den Kleidern. Da Scheibelreiter das auch im Interesse der abwesenden Frau des Dichters verhindern wollte und Worte bald nicht mehr genügten, kam es im Badezimmer zu einer Art Gerangel zwischen dem Badenwollenden und dem, der es zu verhindern trachtete. Obwohl alles in einer gewissermaßen freundlichen Atmosphäre und ohne Gewalttätigkeit ablief, konnte doch erst die heimgekehrte Ehefrau den schwankenden Lyriker zum endgültigen Rückzug bewegen.

Eben dieser Gefahr wegen nahm Frau Weinheber ein anderes Mal, bevor sie die Wohnung verließ, Scheibelreiter und dem seinerzeit bekannten Kriminalschriftsteller Edmund Finke, die ihren Mann besuchten, das Versprechen ab, darauf zu achten, dass Josef in ihrer Abwesenheit nüchtern bleibe. Man legte sich einen Plan zurecht, der Erfolg versprach: Weinheber, der auch der deutschen Sprache die antiken Versmaße zugrunde legte, obwohl dies wegen der unterschiedlichen Betonung nicht immer günstig schien, ließ sich zu einem Gespräch darüber verlocken. Einer der Besucher zweifelte daran, dass es möglich und sinnvoll sei, auf Deutsch eine alkäische Ode zu dichten, worauf sich Weinheber heftig gestikulierend und aufgeregt sprechend diesem zuwandte. Der andere goss schnell den Wein des dozierenden Dichters in sein eigenes Glas und warf ein anderes metrisches Problem auf, das von Weinheber laut und mit den Armen fuchtelnd behandelt wurde, während der erste den Inhalt des gerade neu gefüllten Glases umleerte. So kam man über den Vers der sapphischen Ode und zahlreiche, oft ausgefallene Versmaße, in denen auch Weinheber noch niemals gedichtet hatte, bis zum Phalacaeischen Hendekasyllabus. Der von seiner lyrischen Verwandlungskraft überzeugte Dichter blieb auf diese Weise tatsächlich ganz nüchtern, seine Besucher hingegen konnten sich beim Weggehen kaum mehr auf den Beinen halten und wurden von der äußerst zufriedenen Hedwig Weinheber und deren kopfschüttelndem Mann in ein Taxi verfrachtet.



In den Nachlässen Ernst Scheibelreiters und Erika Mitterers finden sich diese sehr persönlichen Reaktionen der beiden Dichter auf die Lektüre von Heimito von Doderers Roman *Die Dämonen*. Wir hoffen, dass auch Doderer-Freunde über diese humorvolle Ergänzung unserer Doderer-Berichterstattung schmunzeln werden ...

Doderer: Die Dämonen

von Ernst Scheibelreiter

Er füllt die Banalitäten seines Gerüstes der Personen und Geschehnisse mit Geschwätz aus. Mit oft recht interessantem Geschwätz – aber es bleibt Geschwätz, wenn es auch griechische, lateinische, französische und englische Floskeln enthält. Von Dämonie merke ich bis jetzt nichts. Richtiger hieße der Roman „Penaten und Kobolde“, denn es ist in allem gar nichts mehr Hoffendes, sondern nur mehr eine erbarmungslos höhnische Röntgenfotografiererei. Um wie vieles höher und genialer ist doch da der „Zauberberg“ von Thomas Mann! Abgesehen davon, dass Mann auch weitaus magischer gestalten kann als Doderer. Bei letzterem ist alles eingetaucht in eine chaotische Sauce auswegloser Wirklichkeit.

Doderer: Dämonen

von Erika Mitterer

Hereinspaziert, hereinspaziert! Größter Ausverkauf des Jahrhunderts! Unsere Devise: **Für Jeden etwas!**

Gehen Sie nicht vorüber, gnädige Frau: Besichtigen Sie unsere Maßabteilung für Dicke Damen, und Ihre Minderwertigkeitskomplexe sind dahin! Hereinspaziert, der Herr! Ihre geheimsten Sonderwünsche werden diskret berücksichtigt! Nie wiederkehrende Gelegenheit: Liebesstunden in jeder Preislage! Titel von Dostojewski, Personenfülle à la Balzac, mittelhochdeutsches, pikantes Zwischengericht wie im „Doktor Faustus“. „Recherche du temps perdu“ mit Wiener Lokalkolorit, dessen Gediegenheit Fred Hennings erblassen lässt; kollektives Unbewusstes im ansprechenden Plauderton, Liebesromanzen auf tiefenpsychologischer Basis ...

Fräulein, wohin so eilig, treten Sie ein! Ihna is des zu hoch? Sie irren! Wie im Traum werden Sie die Dialektgrenze überschreiten, unmerklich fast, in die obere Zimmerecke (rechts) starrend, wohin man selten blickt, lernen Sie jeden Tag ein paar Vokabeln, und plötzlich bemerken Sie, dass Sie das Rotwelsch des Verfassers so fließend lesen wie Herr Kakabsa das Lateinische. Wozu? Ich bitte Sie! Zum Schluss finden Sie ein halbes Dutzend glücklicher Paare! Zu teuer? Das kriegen Sie nirgends sonst um diesen Preis! Ein wahrer „Teppich des Lebens“ – nein, leider, nicht auf Lager, Titel noch geschützt! – ein Kolossalgemälde charmantesten Wiener Kaffeehaustratsches vom „Siller“ bis zum „Döblinger Hof“; und auf dem ganzen langen Weg geht der

Rote Faden nicht perdü, nicht einmal Meisgeier zerreißt ihn, mit Kraken-Armen aus dem Kanalgitter greifend ...

Junger Mann! Für Sie der Perfekte Mord! Treten Sie ein! Gnädige Frau! Lassen Sie ab von der Zwangshandlung des Einsiedens, träumen auch Sie den abgrundtiefen Symboltraum von der Identität Ihres leicht zu erstickenden Küchenfeuerchens mit den güterslohenden Flammen beim Justizpalast! (Wo u. a. das Wiener Grundbuch soeben zerstört wird mit allen Eintragungen über geistiges Eigentum!)

Herr Inspektor! Für Sie das *Lied vom braven, schönen und wissbegierigen Wachmann!* – Genosse! Die Umbildung des Republikanischen Schutzbundes in die Arbeiter-Samariter, Sternstunde der Partei!

Nicht vorübergehen, Klane! Ein Spiegel der Wiener Unterwelt; die Ehrbare Dirne findet das erlösende Wort: „Da muss a Schwindel dabei sein!“

Von der millionenschweren, fischäugigen Witwe („in Katarakten weißer Seide“) im Palast-Aquarium, bis zum unappetitlich schlafenden Schnapsbrenner im Hinterzimmer bleibt alles Menschliche dem Autor fremd! Drum keine Bange, nur hereinspaziert: die geistreichste Blödelei des zeitgenössischen Marktes! Kollegen, herein: eine Fundgrube für Epigramme!

Wer sich langweilt, kriegt sein Geld zurück!

Alles wird transzendent: Wie durch eine hauchdünn gewalkte Strudelhofstiege sehen Sie in den banalsten Vorgängen das „jenseits im Diesseits“, und Prinz Fonslerl schließt den apollinisch gewachsenen Arbeiter in seine – Bibliothek, während der betretene Großbürger oder Kleinaristokrat denn doch viel verwickelterer Zufälle bedarf, um seine Verhältnisse (pekuniärer und erotischer Natur) zu konsolidieren. Hauptsache, es gelingt! Denn so ist das Leben! Und zum Schluss kommt man ja doch immer auf die volkstümlichen Genüsse: gut papriziertes Gulasch mit Bier.

Weil die, wie Kajetan von Schlaggenberg mit gewohnter Präzision (und daher ohne Feierlichkeit) bemerkt, die bekömmlichsten sind.

Hereinspaziert!

„I bet für Ihna.“

Erika Mitterer hat noch handschriftlich hinzugefügt:
(besteht vorwiegend aus Zitaten. –
Nicht zur Veröffentlichung.)